

Aus den Archiven

Russische Trojaner Über das Eindringen bäuerlicher Autobiographik in das Archiv

Julia Herzberg

1. Schweigen oder Verschweigen

Autobiographische Texte russischer Bauern und Bäuerinnen zwischen Zarenreich und früher Sowjetunion galten in den Forschungen zur osteuropäischen Geschichte als das, was leider nicht existierte und dessen Suche kaum lohnte. Während Geheimprotokolle, außenpolitische Verträge und Schießbefehle als prinzipiell vorhanden, jedoch verschlossen galten, bildeten autobiographische Texte der unteren Schichten die Lücke im Archiv.¹ Um dieses Nichtvorhandene entbrannten Diskussionen, deren Argumentationen einander widersprachen, überlagerten oder einander ergänzten.

Die Leerstellen des Archivs ließen sich erstens als *originäres Schweigen* lesen. Während manche HistorikerInnen auf die geringe Alphabetisierung der Bauern hinwiesen, sahen die anderen in der Abwesenheit der Quellen einen Wesenszug ‚des russischen Menschen‘: Wer sich selbst nicht als Individuum erfahre, schreibe auch nicht über sein eigenes Leben. Und wo es an autobiographischen Quellen fehle, könne auch keine Individualität sein. Den Landbewohnern des Zarenreiches wurde Individualität zweifach, Bäuerinnen gar auf dreierlei Art abgesprochen. Glaubte man den teilweise bis heute unhinterfragten Forschungsmeinungen, so unterscheidet sich russische Autobiographik eklatant von der westlichen. Während jene – quasi Rousseau und Goethe als Richtschnüre – das Individuum feierten, zeichne sich der russische Autobiograph als Chronist von Ereignissen aus. Nicht als Zeuge seiner selbst trete er in Erscheinung,

¹ Die Folgen der Archivöffnungen für die osteuropäische Geschichte bilanzieren Stefan Creuzberger u. Rainer Lindner Hg., *Russische Archive und Geschichtswissenschaft*, Frankfurt a. M. 2003 sowie ein Themenheft der *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*, 51, 1 (2003).

sondern als bloßer Gewährsmann der Zeitläufe.² Dieses Urteil galt lange unabhängig von sozialer Schicht oder Geschlecht der Schreibenden. Darüber hinaus hatte Individualität – und dies ließ die Lücke im Archiv als so natürlich erscheinen – auch mit Standeszugehörigkeit zu tun. Bäuerliche Welten spiegelten sich demnach nicht in individuellen Lebenswegen. Greifbar war ‚der russische Bauer‘ nur als Masse, als Teil des *narod* (Volkes) oder der Klasse. Die Bäuerinnen trafen zusätzlich das Stigma ihres Geschlechts. Frausein wurde mit Aufopferung und Unterdrückung in Verbindung gebracht, nicht mit dem Schreiben über das eigene Leben.

Fruchtbarer, wenngleich nicht unproblematisch, waren zweitens Argumentationsweisen, welche die Lücke im Archiv nicht als ursächliches Schweigen, sondern als *Verschweigen* deuteten. Diese gingen von einem prinzipiellen Vorhandensein autobiographischer Texte aus, bezichtigten aber den Staat – Zarenreich wie Sowjetunion – des Verbergens: Der Staat reglementiere den Zugang zu den Archiven und gänge die Bevölkerung mittels Zensur; ihm gehe es darum, den in Selbstzeugnissen verschlossenen Gegenwelten kein Gehör zu verschaffen. Die Archive, so die Hoffnung nach ihrer Öffnung in den 1990er Jahren, gäben nun endlich „den marginalisierten Lebensentwürfen ihre Stimme zurück“.³ Wie eng in Russland Herrschaftsumbrüche, Archivwesen und die Aufwertung autobiographischer Quellen zusammenhängen, zeigt sich an den Parallelen in der Rhetorik der Bol’sheviki nach 1917 und den Initiatoren des *Volksarchivs* in den 1990er Jahren.⁴ Beide erklären autobiographische Quellen zu Gegenarchiven, mit denen sich der Quellenmangel (*maloarchiv’e*) in den zentralen staatlichen Archiven beheben ließ. Letztere wurden zugleich als zaristische oder sowjetische Repressionsinstrumente präsentiert. Diese Interpretation hat eine lange Tradition: Autobiographische Texte galten als Zeugen für vorenthaltene Wahrheiten. Ein frühes Beispiel für dieses Verständnis ist die Selbstbiographie des gegen liturgische Reformen aufbegehrenden Altgläubigen Avvakums aus dem 17. Jahrhundert. Noch in den Zeiten sowjetischer Glaubensanfechtung nutzten nordrussische Bauern die „Žitie“ Avvakums als Muster für ihre eigenen Lebensbeschreibungen.⁵

2 Die russische und sowjetische Geschichtswissenschaft hat diese Sichtweise übernommen; vgl. Julia Herzberg, Autobiographik als historische Quelle in ‚Ost‘ und ‚West‘, in: dies. u. Christoph Schmidt Hg., Vom Wir zum Ich. Individuum und Autobiographik im Zarenreich, Köln 2007, 15–62.

3 Jörg Baberowski, Archivlandschaften – Geschichtswissenschaft in Post-Sowjetischer Zeit, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas (JbGO), 51,1 (2003), 35–56, 35; vgl. Klaus Gestwa, Reflektierte Archivarbeit – der „Königsweg“ osteuropäischer Zeitgeschichte, in: Osteuropa, 50, 5 (2000), 549–561, 555.

4 Laura Engelstein, The Archives Talk Back: Unofficial Collections in Imperial, Soviet and Post-Soviet Russia, in: JbGO, 51, 1 (2003), 70–76, 73.

5 Ivan S. Rassychaev, „Dnevnye zapiski“ ust’-kulomskogo krest’janina I. S. Rassychaeva. 1902–1953 gody [Tägliche Aufzeichnungen des Bauern I. S. Rassychaevs aus Ust’-Kulom], Moskva 1997; Ivan S. Karpov, Po volnam žitejskogo morja. Vospominanija [Auf den Wellen des irdischen Meeres. Erinnerungen], in: Novyj mir, 1 (1992), 7–76.

Die wiederholte Rede von der „Archivrevolution“ täuscht Begehren vor, wo keines war.⁶ Das Aufkommen anthropologischer Ansätze in der osteuropäischen Geschichte und die Öffnung der Archive fielen nämlich zusammen. Ein Blick auf die Überlieferungssituation zeigt aber, dass autobiographische Texte höchst selten in den bis in die 1990er Jahre schwer zugänglichen staatlichen Archiven aufbewahrt wurden und werden.⁷ Sie gelangten – ähnlich wie in Österreich und Deutschland – kaum in ein staatliches Archivsystem. Viel häufiger befinden sie sich in den Handschriftenabteilungen der großen Bibliotheken in Moskau und St. Petersburg sowie in regionalen Heimatkundemuseen, in Sammlungen also, denen im Gegensatz zu den staatlichen Archiven keine unmittelbare Beweisfunktion zugestanden wurde. Während die in den lokalen Museen verwahrten bäuerlichen Selbstzeugnisse aufgrund fehlender Inventarisierung bis heute schwer greifbar sind, erweisen sich die in den Handschriftenabteilungen lagernden häufig als bloß übersehene oder nicht explizit als Autobiographik wahrgenommene Quellen. Spätestens seit den 1970er Jahren gab es Verzeichnisse, die das Auffinden solcher Texte ermöglichten.⁸

2. Das ‚Archiv‘ als blinder Fleck der Autobiographieforschung

Mein Beitrag soll ein Plädoyer dafür sein, die vermeintliche Lücke im Archiv nicht als Indiz eines ursprünglichen Schweigens zu lesen. Stattdessen möchte ich dazu anregen, mehr als bisher Sammlungs- und Archivierungspraktiken auf ihre Möglichkeit zu befragen, populäre Autobiographik zu bewahren und vor allem auch auffindbar zu machen.⁹

Meine Quellenbefunde zu einem Dissertationsprojekt über bäuerliche Autobiographik zwischen Zarenreich und Sowjetunion sprechen für zwei Thesen: Autobiographisches Schreiben war einer sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts verstärkt zwischen Stadt und Land bewegenden bäuerlichen Kultur nicht fremd. Bisher legte die Forschung ihr Augenmerk zu sehr auf Biographiehemmnisse und vernachlässigte dabei Schreibenanlässe. Dass

6 Vgl. Jochen Hellbeck, *Revolution on My Mind. Writing a Diary under Stalin*, Cambridge, Mass. 2006.

7 Selbst persönliche Papiere von Politikern, Künstlern, Malern und Schriftstellern gelangten bis in die 1970er Jahre kaum in die Staatsarchive; vgl. Gennadij A. Belov, *Zur Geschichte, Theorie und Praxis des Archivwesens in der UdSSR*, Marburg 1971.

8 Vorreiter war die Moskauer Staatsbibliothek: Sarra V. Žitomirskaja Hg., *Vospominanija i dnevniki XVIII–XX vv. Ukazatel' rukopisej*. [Erinnerungen und Tagebücher 18.–20. Jahrhundert. Verzeichnis der Handschriften], Moskva 1976.

9 In dem von der *Deutschen Forschungsgemeinschaft* getragenen Bielefelder Graduiertenkolleg „Archiv, Macht, Wissen“ steht die Frage nach dem Konstruktionscharakter von Archiven im Mittelpunkt; vgl. Martina Kessel, *Archiv, Macht, Wissen. Organisieren, Kontrollieren und Zerstören von Wissensbeständen von der Antike bis zur Gegenwart*, in: *Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Information in Norddeutschland*, 27, 1 (2007), 17–46. Eine Reflexion über Archivierungs- und Sammlungspraktiken hat für OsteuropahistorikerInnen am prägnantesten Jan Plamper eingefordert: *Archival Revolution or Illusion? Historicizing the Russian Archives and our Work in them*, in: *JbGO*, 51, 1 (2003), 57–69.

Überlieferungschancen sozial bedingt sind, haben HistorikerInnen immer wieder betont.¹⁰ Andere Faktoren, wie regionale Herkunft, Religion oder Geschlecht wurden jedoch bisher zu wenig bedacht. Etwa zeigen die wenigen vorhandenen autobiographischen Texte von Bäuerinnen, wie Frauen der Eintritt in eine Sammlungen gelang: durch die Hintertür und unter fremden Namen. Diese Beobachtungen bilden die Grundlage für meine zweite These: Bäuerinnen gelang die Überlieferung ihres Lebensweges häufig nur im oder am männlich autorisierten Text sowie in Form einer kooperativ verfassten Autobiographie.

Hundertfach überlieferten autobiographischen Texten von Bauern stehen kaum ein Dutzend aus weiblicher Hand gegenüber. Der Blick auf die ungleich verteilten Überlieferungschancen erschließt auch die unterschiedlichen, zeitbezogenen Bedingungen für autobiographisches Schreiben von Männern und Frauen. Die Anlässe des Schreibens, die Kommunikationssituationen, in denen autobiographisches Schreiben steht, die Orte der Aufbewahrung sowie der Gebrauch autobiographischer Texte, verweisen aufeinander. Statt eine jenseits von Raum und Zeit schwebende ‚Authentizität‘ zu veranschlagen, steht hier das Gemachtwerden autobiographischer Texte im Mittelpunkt. Auch sie lassen sich als *Aufschreibesysteme*¹¹ verstehen, die zeigen, dass die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen dem Schreiben von Männern und Frauen keineswegs feststehenden Klischees von Männlichkeit und Weiblichkeit entsprechen. Die Wahl bestimmter Schreib- und Erzählweisen entpuppt sich vielmehr als Legitimierungsstrategie, um eigenes Schreiben zu erproben sowie häufig auch als Versuch, der eigenen Lebensgeschichte eine Lesöffentlichkeit und eine größere Überlieferungschance zu gewähren. Wenn jedoch erst bestimmte Formen des Schreibens eine Adressierung und Überlieferung erlauben, wie absurd erweisen sich dann generalisierende Aussagen über „männliche“ und „weibliche“ Schrift?¹² Offenbart sich nicht das Absprechen einer russischen, bäuerlichen oder weiblichen Individualität als die Selbstgerechtigkeit jener, die das Andere als das Unvollkommene brauchen, um sich der eigenen, überlegenen Stellung zu versichern?

3. Schreiben/Adressieren, Sammeln/Überliefern

Dass populäre Autobiographik eine besondere Aufmerksamkeit benötigt, um den familiären Rahmen zu verlassen, zeigt sich auch in Russland. Im Zarenreich entstand ein Interesse an Lebenswegen jenseits der Bildungs- und Besitzeliten erstmalig nach dem

10 Z. B. Arnold Esch, Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers, in: Historische Zeitschrift, 240 (1985), 529–570.

11 Friedrich A. Kittler, Aufschreibesysteme 1800/1900, München 1995³.

12 Sehr stark bei Puškareva, die Frauen das angebliche Fehlen eines historischen Verständnisses als „weibliche Schwäche“ auslegt. „Weibliche Schrift“ sei im Vergleich mit der männlichen, so ihre Beobachtung, weniger analytisch und dynamisch. Natal’ja Puškareva, Wege zur „weiblichen Schrift“ in Rußland. Weibliche Autobiographien im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Elisabeth Cheauré u. Carolin Heyder Hg., Russische Kultur und Gender Studies, Berlin 2002, 457–476, 471f.

Krimkrieg. Mit der Aufwertung der ‚Gesellschaft‘ ging eine neue Wertschätzung des Individuums einher, die den Blick auf Selbstzeugnisse aller Schichten freigab. Mit Hilfe autobiographischer Texte wurden in den „dicken Journalen“ und den entstehenden historischen Zeitschriften gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen verhandelt. Vor allem Herausgeber, die dem *Populismus* (*narodničestvo*) nahe standen und ein besonderes Interesse an der Lokal- und Regionalgeschichte hatten, räumten bäuerlichen Lebenswegen Platz in ihren Zeitschriften ein. Herausgeber wie Michail Semevskij verbanden mit diesen Autobiographien nicht nur eine besondere Authentizität, sondern trauten ihnen auch eine gewichtige Argumentationskraft in zeitgenössischen Debatten zu. Manche der Texte etwa lesen sich wie ein Kommentar zu der bis 1904 lebhaften Diskussion um die Körperstrafen. Gehäuft präsentierten die Publizisten bäuerliche Selbstbiographien zu den Jubiläen der Bauernbefreiung. Jedoch nicht nur jene, die mit bäuerlichen Lebenswegen den Niedergang der Gutswirtschaft illustrieren wollten, erkannten, wie nützlich die von Selbstbiographien versprochene Evidenz war.

Die ‚Autobiographieschlacht‘, die sich orthodoxe Kirche und kirchen- und autokratiekritische Sektenforscher lieferten, ist zugleich ein Wettbewerb um bäuerliche Stimmen. Während die orthodoxe Kirche vor allem den Übertritt von Altgläubigen zum ‚wahren‘ Glauben zu belegen suchte, zeugten die von den Sektenforschern gesammelten und publizierten Lebensbeschreibungen vom umgekehrten Weg, versprachen gelingendes Leben abseits der Orthodoxie. Anleitung und Aufforderung zur Mimesis waren auch jene Autobiographien, die sich auf den Seiten volksaufklärerischer und pädagogischer Zeitschriften befanden und für „Selbstbildung“ (*samoobrazovanie*) warben. In ihnen schilderten Bauern ihren steinigen Weg zu Wissen und Bildung und zeichneten sich als Autodidakten (*samoučka*) und Leser (*čitatel'*). Die Bauern zeigten die Möglichkeiten einer gelingenden Selbststrationalisierung auf und erschrieben sich eine Leserschaft, die sowohl ihr eigenes Herkunftsmilieu als auch die Bildungseliten umfasste. Nachhaltig brachten diese Selbstbiographien die sich auf Herkunft berufenden Fremd- und Selbstbilder ins Wanken. Sie können hierin als Ergänzung zu den kleinbürgerlichen und adeligen Selbstzeugnissen gelten, die immer häufiger den auf Abstammung gründenden biographischen Erfolg in seiner Fragilität verhandelten und den Absturz zum Verbrecher, Trinker und Glücksspieler nachzeichneten.¹³

Die Publikationssituation spiegelt sich nur bedingt in den Archiven und Sammlungen wider. Augenfällig ist die geringe Präsenz lebensgeschichtlicher Texte, in denen ehemalige Leibeigene die Auswüchse der Leibeigenschaft beklagen. Gehäuft und durch die Verbindung mit Institutionen und Personen auch leichter auffindbar sind dagegen Autobiographien, die nach Schreibaufufen in die Archive gelangten. Sie kündigen

13 Vgl. die erstmalig 1877 in der Zeitschrift *Russkij vestnik* abgedruckte Erinnerung des Kleinadeligen Grigorij S. Vinskij, *Moe vremja. Zapiski* [Meine Zeit. Aufzeichnungen], Cambridge 1974 (Nachdr. von 1914); Nikolaj I. Svešnikov, *Vospominanija propaščego čeloveka* [Erinnerungen eines Taugenichts], Moskva 1996.

nicht nur von einer beschleunigten Differenzierung der russischen Gesellschaft, sondern auch von einem neuen Wissenschaftsverständnis. Statt sich bei der Frage, wer der russische Bauer denn nun sei, auf Augenschein und Hörensagen elitärer Kreise zu verlassen, gehörten nun die Texte der vordem Beobachteten zur Empirieerzeugung dazu.¹⁴ Die *Kaiserliche Geographische Gesellschaft* nutzte sie schon seit den 1840er Jahren, um Wissen von den weitab vom Zentrum gelegenen Regionen zu gewinnen. Ab den 1880er Jahren wurden sie auch von Ethnologen, Literatur- und Sprachwissenschaftlern sowie von Pädagogen und Psychologen eingefordert und verwendet. Meist – und hier wurde wieder die Autobiographie als Gegenarchiv aktualisiert – trieb ein sozialkritischer Impetus ihre Verwendung an. An den in gut nachvollziehbaren Kommunikationssituationen entstandenen lebensgeschichtlichen Schriften zeigt sich sehr deutlich, dass Schreiben, Adressierung und Sammeln zusammen gedacht werden müssen. Im Widerspruch zu dem bis heute kolportierten monolithischen Bauernbild offenbart sich an diesen Selbstzeugnissen die zwischen Bauernbefreiung und Oktoberrevolution beschleunigte Ausfächerung von Identitätsangeboten. Diese Fülle von Selbstbildern versuchten die Bol'sheviki nach 1917 durch das Leitbild des *homo sovieticus* zu begrenzen, was ihnen aber im bäuerlichen Milieu nur beschränkt gelang.

Die bäuerlichen Autobiographen wussten in den meisten Fällen recht genau, mit welchem Leben und in welcher Form sie sich an welche ‚Sammelstelle‘ zu wenden hatten. Dabei entsprang der bäuerliche Schreibeifer nicht allein einem einfachen Mitteilungsbedürfnis oder einem altruistischen Interesse an den neuen Wissenschaften. Wer zum Beispiel an den Volksaufklärer Nikolaj Rubakin schrieb, der an einer Psychologie des russischen Lesers arbeitete, konnte vielerlei Gegenleistungen erwarten. Rubakin belohnte die Schreiber mit typgerechten Lektüreempfehlungen sowie mit Büchern und Ratschlägen. Bei hinlänglicher Außergewöhnlichkeit konnten sie hoffen, ihren eigenen Lebensweg in den populären Broschüren Rubakins oder in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen wieder zu finden. Wie sehr Veränderungen in den Sammlungspraktiken auch Wandlungen in der Adressierung sowie der Schreibart in den Autobiographien nach sich ziehen können, zeigt sich beispielhaft an den an Rubakin gesandten Texten. Bis in die 1920er Jahre herrschte darin die Bildungsthematik vor, während religiöse Fragen nur wenig Platz einnahmen. Wer sich in seiner Lebensbeschreibung einer hagiographischen Schreibweise bediente, schickte sie an andere Stellen. Eine mögliche Adresse war der Sektenforscher Vladimir Bonč-Bruevič, der als überzeugter Bol'sevik den gegen die Autokratie gerichteten Schulterschluss mit den Sektierern suchte. Nachdem seine Sympathie für Altgläubige und Tolstojaner seit der Oktoberrevolution immer mehr abhanden kam und er sich stattdessen in Atheismuskampagnen betätigte, schied er für die Bauern, die sich am hagiographischen Schreibmodus orientierten, als Adressat aus. Statt mit ihm suchten in den späten

¹⁴ Zu Herkunft und Wirkung von Vorstellungen über ‚den russischen Bauern‘ vgl. Cathy A. Frierson, *Peasant Icons. Representations of Rural People in Late Nineteenth-Century Russia*, New York 1993.

1920er Jahren vor allem die Gewalt ablehnenden und ein erneuertes Christentum vertretenden Tolstojaner das Gespräch mit dem in der Schweiz lebenden Rubakin. In den an ihn gesandten Autobiographien und Briefen war nun immer weniger von Bildung und Büchern die Rede.

Für die Autobiographen bargen die vorrevolutionären Projekte große Chancen. Bei ausreichender Hartnäckigkeit erwiesen sie sich als Eintrittsbillet in eine größere Leseöffentlichkeit. Strategisch gebrauchte sie etwa der Bauer Matvej Ožegov aus dem Gouvernement Vjatka, der als Kassierer bei der Eisenbahn arbeitete und in seiner Freizeit Verse und Lieder über die dörfliche Welt schmiedete. Seine Autobiographie sandte er allen zu, die an einem mustergültigen Autodidakten wie ihm Interesse haben müssten. Die Mühe war nicht vergebens. 1901 konnten auch andere auf Entdeckung harrende literarische Talente seinen Lebensweg in einer preiswerten Broschüre nachlesen.¹⁵ Nicht selten bereiteten Lebensbeschreibungen eine Entdeckung und schließlich die Kanonisierung als ‚Bauernpoet‘ vor. Sie brachten Werk und Leben in unmittelbarem Zusammenhang, erlaubten eine aufeinander bezogene Zitierbarkeit und ebneten manchem Nachlass den Weg in die zentralen Literaturarchive.

Die nach Schreibaufträgen entstandenen Autobiographien waren Mittel der Kommunikation zwischen Stadt und Land, Wissenschaftlern und Bauern, Obrigkeit und Untergebenen. Sie finden sich häufiger in den hauptstädtischen Sammlungen. Tagebücher überwiegen im Gegensatz dazu im *Institut für Russische Literatur*, in der Handschriftenabteilung der *Akademie der Wissenschaften* sowie in lokalen Museen. Sie gelangten oft erst nach dem Tod des Schreibers in die Sammlungen. Meist wurden sie von Philologen, Ethnologen und Historikern auf Forschungsreisen in die russischen Dörfer seit den 1950er Jahren als ‚Nebenprodukte‘ der Suche nach altrussischen Schriftendkmälern zusammengetragen. Heute zeugen die daraus hervorgegangenen regional gegliederten Sammlungen von der Dichte autobiographischen Schreibens sowie von den lokalen Traditionen und familiären Schreibkonventionen, in denen es stand.¹⁶

Im Gegensatz zu den Autobiographien waren die Tagebücher für den Hausgebrauch bestimmt. Anders als in den Autobiographien, denen meist ein vertrauensbildender Briefwechsel zwischen Wissenschaftler und Korrespondent vorausging, wurde in ihnen seltener über familiäre Probleme, Ängste und Einsamkeit geschrieben. Selbstverständlichkeiten wie Herkunft, Familiensituation und Bildungsweg wurden in den Tagebüchern kaum erläutert. Bisweilen erfährt man zwar den Namen der kalbenden Kuh, nicht aber den des Schreibers. Es herrscht ein bilanzierender Schreibmodus vor. Mehr als an eine Person war das Verfassen eines Tagebuches an Haus und Hof geknüpft. Mitunter schrieben es mehrere Generationen fort, bis nicht selten mit der Kollektivierung

¹⁵ Matvej I. Ožegov, *Moja žizn' i pesni dlja naroda* [Mein Leben und Lieder für das Volk], Moskva 1901.

¹⁶ Einen Überblick über die Bestände gibt Gleb V. Markelov, *Krest'janskije archivy v Drevlechnilišče Puškinskogo Doma* [Bäuerliche Archive in dem *Drevlechnilišče* des Puschkinhauses], in: *Trudy Otdela Drevnerusskoj Literatury*, 46 (1993), 495–502.

und dem damit einhergehenden Verlust einer eigenverantwortlichen Wirtschaft das Schreiben abbrach. Jedoch gerade die in Tagebüchern sich offenbarende Verbindung von Autobiographik und Wirtschaftsbuch ermöglichte im Unterschied zu den vorrevolutionären Autobiographieprojekten auch Bäuerinnen das Schreiben.

4. Eigene Stimme, fremde Hand? – Kooperationen in der Autobiographik von Bäuerinnen

Während Tagebucheintragungen von Bäuerinnen erst für das frühe 20. Jahrhundert überliefert sind, fanden ihre Lebenswege als Autobiographien schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Eingang in Zeitschriften. Jedoch gleichgültig, ob die autobiographischen Texte vom ‚wahren‘ Glauben oder den Schrecken der Leibeigenschaft zeugten, fast immer fanden sie nur vermittelt durch Männermund und fremde Hand einen Weg in die Journale. Anders als bei den Bauern, die mit ihrem Namen oder Pseudonymen für den gesamten Text stehen und damit einen „autobiographischen Pakt“¹⁷ anbieten, werden bei den Texten der Bäuerinnen häufiger Kooperation und Co-Autorschaften angezeigt. Sie verweisen dadurch offensichtlicher auf die Publikationsabsicht. Mit Authentizitätsmerkmalen im Paratext, wie zum Beispiel der Hinweis auf die enge Beziehung zwischen Schreiber und Erzählerin im Vorwort, sowie genaue Orts- und Zeitangaben, wird kaschiert, dass es sich dabei um Geschichten aus zweiter Hand handelt.

Eine der frühesten Lebensgeschichten einer Bäuerin, die 1874 im Druck erschien, berichtet vom Leben und Sterben der Greisin Pelageja Veršinina, die sich durch Alkoholabstinenz, Sauberkeit sowie durch häufige Kirchenbesuche auszeichnete.¹⁸ Als Nekrolog betitelt, erhebt diese Lebensgeschichte nicht den Anspruch, Autobiographie zu sein. Der Dorfgeistliche Il'minskij stellte anhand ihrer Lebensgeschichte einen guten Tod als Lohn einer mustergültigen *imitatio Christi* in Aussicht: Die Gläubige sei 113 Jahre alt geworden, hätte noch mit fast 90 Jahren eine Strecke von über 500 Kilometern zu Fuß bewältigen können und sei nach dem Empfang des Abendmahles bei vollem Bewusstsein verstorben. Bemerkenswert an diesem in einer orthodoxen Zeitschrift erschienenen Lebensweg ist zweierlei. Gerade die Lebensgeschichte einer Bäuerin steht am Anfang jener an hagiographischen Mustern ausgerichteten bäuerlichen Biographik, wie sie ein Jahrzehnt später in großer Zahl in der Auseinandersetzung mit Altgläubigen und Sektenforschern in den religiösen Blättern erschien. Zudem erstaunt der für eine orthodoxe Zeitschrift sozialkritische Ton, der den Abrechnungen in populistischen Journalen veröffentlichter bäuerlicher Lebenswege kaum nachsteht. Schonungslos berichten Veršinina und Il'minskij von Zwangsverheiratungen und

17 Philippe Lejeune, Der autobiographische Pakt (1973/1975), in: Günter Niggel Hg., Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung, Darmstadt 1989, 214–257.

18 Vasilij Il'minskij, Nekrolog, in: Pezenskie Eparchial'nye vedomosti, 7 (1874), 219–232.

Züchtigungen durch den Gutsherren. Das Bauernmädchen Anna, eine Freundin Veršininas, hatte sich aus Verzweiflung über die angeordnete Hochzeit mit einem ungeliebten Mann in einen See gestürzt, nachdem es im Kontor des Gutsherrn aufgrund seiner Weigerung unsäglich verprügelt worden war. Vier Männer zogen Anna aus dem Wasser; noch in nassen Kleidern wurde sie schließlich vermählt.

Die Mehrzahl autobiographischer Texte von leibeigenen Frauen und Bäuerinnen erweisen sich als Kentaur aus Biographie und Autobiographie. Sie ähneln damit jenen Schreibformen, die in den *postcolonial studies* als kooperative oder kollaborative Autobiographie bezeichnet werden.¹⁹ Kooperativ wird sie genannt, weil die Autobiographin zwar aus eigenem Mund spricht, jedoch die Hand eines anderen braucht, um ihre Geschichte festzuhalten. Kritisch werden sie deshalb auch als kollaborative Autobiographien betitelt. Zwischen Erzählerin und AufzeichnerIn liege eine Machtdifferenz, die sie anfällig für Vereinnahmung und Verfälschung mache.²⁰ Neben ihrer Zahl sticht die große zeitliche Kontinuität dieser Schreibform ins Auge. Kooperative Autobiographien waren im ausgehenden Zarenreich ebenso gebräuchlich wie in der frühen und späten Sowjetunion. Noch heute basiert die Mehrzahl der weiblichen Lebenswege aus ländlichen Milieus, die sich im *Volksarchiv* oder in den Archiven der Nichtregierungsorganisation *Memorial* befinden, auf Interviews und Befragungen.²¹ Wie weit die Gründe hierfür allein in einer schwächeren Alphabetisierung liegen, ist schwer abzuwägen. Die Folgen jedoch sind offensichtlich: Die Texte belassen den Bereich der Schriftlichkeit in den Händen der Bildungseliten, vor allem in denen von Männern.

Der ihnen in Vorworten und Epilogen beigemessene Wert resultiert vor allem aus ihrer als ‚authentisch‘ gelesenen Zeugenschaft für die Leibeigenschaft, später dann für die Kollektivierung. In den meist zu den Jubiläen der Bauernbefreiung publizierten Memoiren werden vor allem zwei Dinge verhandelt: Der Wert der Freiheit und der Gegensatz zwischen oben und unten. Die Bäuerin Chruščova, deren Autobiographie von Volockaja, der Tochter ihrer langjährigen Herrin, aufgezeichnet wurde, vermag mit der neuen Freiheit nichts anzufangen. Für sie wog das Vertrauen und die Sicherheit, die

19 Stephan Meyer, Post/koloniale kooperative Auto/biographie, in: L'HOMME. Z. F. G., 14, 1 (2003), 404–411.

20 G. Thomas Couser, Making, Taking, and Faking Lives: The Ethics of Collaborative Autobiography, in: *Style on Literary Ethics*, 2 (1998), 334–350.

21 Afim'ja G. Vasjunktina, Žizn' kolchoznicy Vasjunktinoj, rasskazannaja eju samoj [Das Leben der Kolchosbäuerin Vasjunktina, von ihr selbst erzählt], Moskva 1931; Dar'ja I. Dunaeva, Rasskazy krepostnoj Dar'i Ivanovny Dunaevoj [Erzählungen der Leibeigenen Dar'ja Ivanovna Dunaeva], in: *Zemlja Sovetskaja*, 1 (1932), 106–117; Andrej B. Moroz, „A ešče ona strašno bojalas' paukov i ljažušek ...“. Vospominanie Julii Antonovny Šeljuto [„Zudem hat sie Spinnen und Frösche unheimlich gefürchtet ...“. Erinnerungen Julija Antonovna Šeljutos], in: *Živaja starina*, 1 (1996), 13–17; Nenila P. Bazeleva, Efrosinia V. Kislova u. Efrosinia T. Stepanova, Peasant Narratives, in: Sheila Fitzpatrick Hg., *In the Shadow of Revolution. Life Stories of Russian Women from 1917 to the Second World War*, Princeton, N. J. 2000, 241–242, 322–323; Boris S. Ilizarov Hg., *Ženskaja sud'ba v Rossii. Dokumenty i vospominanija* [Weibliches Schicksal in Russland. Dokumente und Erinnerungen], Moskva 1994.

sie als Kinderfrau bei ihrer Gutsherrin genoss, mehr als die Möglichkeit, im Alter von 65 Jahren einen Neubeginn zu wagen: „Ich habe, wie ihr wisst, schon fast 40 Jahre vor diesem Tag freiwillig auf die Freiheit verzichtet, aus Liebe zu meiner Herrin und ihren Kindern, und am Tag der Befreiung war ich schon gebrechlich und nicht mehr geeignet für ein freies Leben.“²² Die Kluft zwischen den Herrschaften und der Leibeigenen – so der Tenor der gemeinsam verfassten Autobiographie – sei gering. Während der frühere Herr sie als Kind am Kartentisch verspielte, vermochte sich Chruščova im neuen Haus eine Vertrauensstellung zu erarbeiten. Herrin und Leibeigene wurden einander kulturell ebenbürtig, die sozialen Unterschiede verwischten. Man las und weinte zusammen. Die Dualität zwischen Herren und Leibeigenen schien Vergangenheit, überwunden durch Kunst, Kultur und Bildung. Die Herausgeber in der frühen Sowjetunion beharrten dagegen auf einem unüberwindlichen Klassengegensatz. Genosse Šulc, der 70 Jahre nach der Aufhebung der Leibeigenschaft die Lebensgeschichte der Bäuerin Dunaeva aufzeichnete, mokierte sich über deren unklaren, zu versöhnlichen Klassenstandpunkt. Ihre Freude über die Aufhebung der Leibeigenschaft war für die offizielle Erinnerungsversion der Sowjetunion zu verhalten: „Als das Befreiungsmanifest verlesen wurde, war ich fünfzehn, sechzehn Jahre alt. ... Ich habe damals die Freude nicht verstanden, da ich im Vergleich zu den anderen nicht schlecht lebte.“²³ Angemessener erschien dagegen die 1931 publizierte Lebenserinnerung der „gottlosen“ Kolchosbäuerin Vasjunkina, die wenig Raum für Ambivalenzen lässt: Die Gutsherrin ist sadistisch, der Pope säuft, die Bauern arbeiten hart.²⁴

Eine Kooperation anderer Art offenbarten die aus dem russischen Norden stammenden Tagebücher der Bauern Zamaraev und Glotov, an denen auch ihre Frauen und Töchter mitschrieben. Beide zeigen deutlich, wie sehr das Schreiben eines Tagebuches an die Wirtschaft gebunden war. So führt Zamaraevs Tochter Lidija das Tagebuch ihres Vaters weiter, nach dem dieser gesundheitlich dazu nicht mehr in der Lage war. Sie bemerkte seinen Tod und berichtete kurz von dessen Begräbnisfeier: „Am 27. Juni erhielt Papa nach der Messe die letzte Ölung. ... 1. Juli, 10 Uhr am Abend starb Papa. ... Wir beerdigten Papa am 4. Juli um 11 Uhr. Zur Beerdigungsfeier kamen 20 Menschen.“²⁵ Wie das Schriftbild Lidijas verrät, war sie im Schreiben weniger geübt. Die Eintragungen wurden selten. 1923, zwei Jahre nach dem Tod des Vaters, gab sie die unge-

22 Advot'ja G. Chruščeva, Vospominanija krestnoj staruški A. G. Chruščovoj [Erinnerungen der leibeigenen Greisin A. G. Chruščova], in: Russkij Archiv, 1, 4 (1901), 529–544, 542. Zuletzt veröffentlicht in: Vjaceslav A. Košev Hg., Vospominanija russkich krest'jan XVIII – pervoj poloviny XIX veka, Moskva 2006, 94–107; vgl. auch Anna Veronika Wendland, Leben und gelebt werden. Die „Erinnerungen“ der Leibeigenen Avdot'ja Chruščova, in: Herzberg/Schmidt, Wir, wie Anm. 2, 177–207.

23 Dunaeva, Rasskazy, wie Anm. 21, 109.

24 Vasjunkina, Žizn', wie Anm. 21.

25 Aleksandr A. Zamaraev, Dnevnik totemskogo krest'janina A. A. Zamaraeva [Tagebuch des Tot'maer Bauern A. A. Zamaraev], Moskva 1995, 239. Aufbewahrt werden dreizehn Tagebuchhefte (Sig. TKM, f. p. i., N 11/35-47) im Heimatmuseum in Tot'ma.

wohnte Mühe des Schreibens auf. Auch Glotovs Frau Taisija schrieb am Tagebuch ihres Mannes mit, als dieser 1924 für fast zwei Jahre in St. Petersburg arbeitete. Auch hier dominiert der bilanzierende Schreibmodus des „Wirtschaftsbuches“.²⁶ Schreiben war für diese beiden Frauen möglich und nötig, weil es in den Familien keine männlichen Familienmitglieder gab, die die Autorität des Vaters hätten ausfüllen können. In anderen Bauernfamilien übernahm meist der älteste Sohn das Tagebuch des Vaters.

Nicht im, sondern am männlichen Text ist das Tagebuch von Marija Titova-Drožžina übermittelt. Im Nachlass ihres als Bauernpoet berühmten Großvaters Spiridon Drožžin gelangte es in das *Moskauer Kunst- und Literaturarchiv*. Der Großvater – selbst seit 1867 Tagebuchschreiber – hatte sie 1925 ermuntert, ein Tagebuch zu führen. Seit seine Lebenserinnerung als die Geschichte eines russischen Naturtalentes und Autodidakten 1884 in der „Russkaja starina“ erschienen war, gehörte das Verfassen, Umschreiben und Weiterschreiben des eigenen Lebensweges zum Familienleben. Wie viel Zeit und Raum das autobiographische Schreiben eingenommen haben muss, davon künden die zahlreichen Versionen des Tagebuches und der Autobiographie. Wie ihr Großvater nutzte auch Marija ihr Tagebuch, um darin ihre Vorstellungen von einem eigenen Leben zu entwerfen und zu verteidigen. Anders als in den Tagebüchern ihres Großvaters, Glotovs und Zamaraevs finden sich nur wenige Elemente des Wirtschaftsbuches. Vom Großvater zum Schreiben ermutigt, benötigte sie den ökonomischen Schreibmodus nur selten, um das eigene Schreiben zu legitimieren. Häufiger als ihre Vorgängerinnen vertraute sie dem Tagebuch ihre Sorgen an. Marija, die nach dem Tod ihrer Eltern und ihrer Großmutter allein mit dem Großvater lebte, fühlt sich auf dem Dorf eingeschränkt und ungeliebt. Am falschen Platz geboren, sah sie das Leben als Küchenhilfe ihres Großvaters an sich vorbeiziehen. Die Krise zwischen Großvater und Enkelin spitzte sich zu, als Marija sich verliebte, jedoch der Großvater einen Neuanfang durch einen Umzug nach Moskau nicht gestattet: „Sobald er aus dem Haus geht, beginne ich laut und lustig zu singen, wenn ich seine Schritte auf dem Korridor höre, schweige ich.“ Sie schob das ausbleibende Liebesglück auf ihre mangelnde Bildung, für die ihr Großvater sich – so ihre Meinung – nicht genügend einsetze. Verzweiflung ergriff sie, als der Angebetete sich mit ihrer fast gleichaltrigen Bekannten aus Leningrad glänzend verstand: „Alles ist Ekel, Ekel, Ekel. Die gestrige schlechte Laune ist nicht verschwunden, sondern hat sich erneuert. Das alles kommt daher, dass er [Name unleserlich] die ganze Zeit mit Julija zusammen ist und ich deswegen leide. Nein, ich bin nicht eifersüchtig, denn dass halte ich für zu trivial. ... Ich bleibe abseits, weil ich nicht so reden kann, wie sie. ... Ich fühle mich allein, von allen vernachlässigt, niemand braucht mich.“²⁷ Am 7. Oktober 1925 bricht das Tagebuch ab. Auf der Umschlagsseite des Tagebuches teilt Drožžin mit, dass sein Enkelkind vier Tage später, abends halb sieben, in einem Fluss ertrunken sei.

26 Ivan G. Glotov, *Na razlome žizni. Dnevnik, 1915–1931 gody* [An der Bruchstelle des Lebens. Tagebuch], Moskva 1997.

27 Marija K. Titova-Drožžina, *Dnevnik* [Tagebuch], RGALI f. 176 op. 1 d. 381, 20. 8.–7. 10. 1925, l. 5.

Dass wir noch heute am Liebes- und Lebensleid Marijas teilhaben können, ihr Tagebuch in das *Moskauer Literaturarchiv* gelangte, ist ihrem berühmten Großvater geschuldet. Fehlt die männliche Autorisierung, wird weibliches Schreiben verhindert oder bleibt unbemerkt. In öffentliche Archive und Sammlungen gelangte es kaum. Wie schwierig Schreiben und Überliefern für Bäuerinnen ohne Schreibpatronage war, zeigt das Beispiel der Bäuerin Sidorova (Žuntova-Černjaeva). Sie führte seit ihrer Jugend ein Tagebuch und schrieb zudem noch an einem Roman über die Leibeigenschaft: „Ich begann ‚Fronarbeit‘ im Jahre 1905 zu schreiben, als ich 12 Jahre alt wurde. ... Sie tadelten, ja sogar beschimpften mich wegen meiner Tätigkeit. ‚Dies ist nichts für Mädchen, nichts für Bäuerinnen.‘“²⁸ Doch Sidorova ließ sich von ihrem Vorhaben nicht abbringen. Ein Koffer mit ihren Schriften begleitete sie auf allen Lebensstationen, manchmal las sie ihrer Familie daraus vor. Erst 1994, dreizehn Jahre nach dem Tod Sidorovas, gab ihre Enkelin den Roman und Teile des Tagebuches als Beispiel für „naive Literatur“ heraus. Erst die Aufwertung zur Literatur, die in ihrer angeblichen Einfalt authentische Zeugenschaft versprach, erlaubte Adressierung und Überlieferung außerhalb des Familienkreises.²⁹

5. Resümee

Dass Sammlungs- und Archivierungspraktiken geschlechterspezifisch organisiert sind, ist nicht überraschend. Auch Sammlungen und Archive im Zarenreich und der Sowjetunion stabilisierten das patriarchalische Prinzip, das Männern Zeugenschaft zutraute und Frauen eher absprach. Mein Anliegen hier war, einige Praktiken nachzuzeichnen, die die Marginalisierung von Frauen in den Archiven bestätigten, mitunter aber auch unterliefen. Die beispielhaft nachgezeichneten geschlechterspezifischen Überlieferungsbedingungen mahnen generell einen sensibleren Umgang mit dem Komplex Sammlung, Archivierung und Überlieferung an. Vor allem dem Sammeln messe ich – als Scharnier zwischen Entstehung und Überlieferung – eine große Bedeutung bei. Sich Praktiken des Sammelns und Archivierens in Bezug auf autobiographisches Schreiben genauer anzuschauen, ist meiner Ansicht nach aus drei Gründen wichtig:

Erstens verweisen die Überlieferungsmöglichkeiten auf die Entstehungsbedingungen. Sie erlauben es, präziser als bisher autobiographisches Schreiben als soziales, kom-

28 Domna E. Žuntova-Černjaeva, Barščina. Narodnyj roman [Fronarbeit. Ein volkstümlicher Roman], Ekaterinburg 1999, 8.

29 Domna E. Sidorova (Žuntova-Černjaeva), Fragmenty dnevnika [Fragmente eines Tagebuches], in: Živaja starina, 4 (2000), 8ff; dies., „Vpered i volja i belyj chleb“. Stolypinskoe pereselenie glazami smolenskoj krest'janki [„Vorwärts – Freiheit und weißes Brot“. Die Stolypinsche Umsiedlung aus der Sicht einer Smolensker Bäuerin], in: Rodina, 6 (1994), 44–49; dies., „Novoe pokolenie pojmet, kak my stradali ...“ [„Eine neue Generation wird verstehen, wie wir gelitten haben ...“], in: Rodina, 7 (1994), 48–53.

munikatives Handeln zu verstehen. Sie ergänzen damit wertvolle Konzepte wie Intertextualität und Diskursivität. Zweitens erlaubt das Nachzeichnen der Überlieferungsbedingungen auch, eine Geschichte historiographischer Aufmerksamkeiten zu schreiben. Für Russland ist auffällig, dass autobiographisches Schreiben fast immer nach Herrschaftsumbrüchen eine Aufwertung erfahren hat, es vor allem als ‚Gegenarchiv‘ und Zeuge einer vorher verschwiegenen Vergangenheit aufgefasst wurde. Inwieweit sich damit generelle Aussagen über autobiographisches Schreiben in Russland treffen lassen, halte ich für offen. Je mehr an die Stelle der Rede von der Nichtexistenz autobiographischer Quellen die konkrete Auseinandersetzung mit Texten tritt – in meinem Fall sind das um die 300 Lebenswege –, desto weniger lässt sich autobiographisches Schreiben unter Überbegriffen wie russisch/nichtrussisch, männlich/weiblich, bäuerlich/nichtbäuerlich fassen. Wie geschrieben und vor allem auch überliefert wird, ist eine Frage konkreter Orte und Personen und – das kam in diesem Beitrag zu kurz – sie hängt, drittens, auch von der Materialität der Quellen ab.

Archive, Sammlungen und Aufbewahrungspraktiken sind als Akteure im historischen Feld ernst zu nehmen. Wenn ich mir eine zweite Archivrevolution in der osteuropäischen Geschichte wünschen dürfte, dann hätte ich gern eine, die das Archiv nicht als Sehnsuchtsort bewirbt. Viel eher schwebte mir eine vor, die Misstrauen propagiert, die Lücken im Archiv in Fragen verwandelt, die das Vorhandene nicht für das Gewesene hält.

